

Im großen Sippenhaus

Während mir die Huaorani früher für meine Übernachtungen kleine Hütten aus Palmwedeln zur Verfügung stellten, genieße ich heute bereits das Privileg, mit ihnen unter einem Dach in ihrem großen Sippenhaus zu wohnen.

Die von mir mitgebrachten Sachen und Geschenke werden vom Landeplatz auf einem engen Weg durch den Urwald zu der großen Wohnhütte getragen. Dieser Waldpfad ist von den Urwaldmenschen durch dicke Baumstämme befestigt und führt über einen tiefen Flußlauf. Es gehört viel Geschicklichkeit dazu, auf diesen Pfaden von Baumstamm zu Baumstamm zu hüpfen. In der Nähe eines ausgedehnten Maniok-

Feldes steht auf einer Anhöhe das mächtige Sippenhaus, wo ich also zum ersten Mal für einige Tage mit den Huaorani zusammen unter einem Dach wohnen darf.

Besondere Verehrung zollen sie der Harpie, dem Affenadler und größten Greifvogel hier im Amazonasbecken, der stolz auf seinem überdachten Hochsitz vor der Hütte thront. Der oben dunkel und unten weiß gefiederte, einer der mächtigsten Greifvögel der Erde, mit gelben Beinen und riesigen, scharfen Krallen muß jeden Standortwechsel der kleinen Halbnomaden mitmachen.

Vor dem Sippenhaus liegen dicke Baumstämme als Sitzgelegenheit. Dicht hinter der großen Hütte, zum Wald hin, befindet sich das „Urwald-WC“ der Wohngemeinschaft: zwei kräftige Bäume parallel gefällt, vom Haus in Richtung Wald. Gerade kommen drei Kinder von dieser Örtlichkeit zurück. Die Wasserspülung besorgt der Tropenregen.

Mein Gepäck wird nun in der dunklen, fensterlosen Hütte untergebracht, und nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt haben, packe ich aus.

Das große, nach außen gewölbte Dach ist aus vielen, langen Palmwedeln konstruiert, die übereinander gelegt bis zum Boden herabreichen und einen sicheren Regenschutz bilden. Das schwere Dach ruht auf den schlanken Stämmen der Chonta-Palme, der Stachel- oder Eisenholzpalme. Im Innern bildet festgestampfte Erde den Fußboden. Bisweilen kommt es vor, daß an undichten Stellen des Daches bei starkem Tropenregen Wasser eindringt und sich auf dem Hüttenboden Pfützen bilden. Die Huaorani haben eine einfache Methode diese Stellen trocken zu legen: sie bohren mit spitzen

Pflöcken Löcher in den Boden, und es dauert nicht lange, bis das Wasser versickert. Natürlich wird das schadhafte Dach mit Palmblättern ausgebessert, eine Arbeit, die auch oft von Frauen verrichtet wird, während die Rahmenkonstruktion ausschließlich Männersache ist.

An dem Dachgerüst sind auch die Hängematten befestigt, die Dschungelbetten. Darin schlafen die Mütter mit ihren Kindern, sowie Mann und Frau. Die Hängematten schweben etwa 40 cm über dem Boden. Hergestellt werden sie aus den Fasern der Chambira-Palme. Die häufig eingewebten roten Streifen rühren von einer Baumrinde her, die sich beim Ablösen an der Luft färbt. Die gelöste Rinde wird mit den Chambira-Fasern in einem Tongefäß unter Hitzeeinwirkung eingefärbt. Gewebt werden die Hängematten auf einem einfachen Webrahmen, der aus drei torförmig aufgestellten Stäben besteht, von denen die beiden senkrechten im Boden stecken. Die Knüpfarbeit, die ausschließlich von Frauen verrichtet wird, dauert mehrere Wochen.

Wenn es in der Tropennacht am frühen Morgen zu kühl wird, wärmen sich die Bewohner durch ein kleines, glimmendes Feuer, das ständig neben der Schlafstätte unterhalten wird. Das Feuermachen geschieht mit einem Holzquirl und ist recht mühsam. Jede Mutter hat ihre eigene Koch- und Brennstelle, so daß im großen Hüttenraum ständig einige Feuer brennen; als einzige Sitzgelegenheit dienen ebenfalls die Hängematten. Diese sind nicht starr mit dem Balken verbunden, sondern können beliebig verschoben und dadurch der Abstand zur Feuerstelle verändert werden. Mit einem Fächer aus Federn großer Vögel wird die Glut von Zeit zu Zeit neu angefacht.

Die Jäger verwahren neben der Hängematte ihre schweren, selbstgefertigten Blasrohre, die Köcher mit den Giftpfeilen, Tongefäße, Hängekörbe, die aus reißfesten Liane-Fasern geflochten sind, Essensvorräte, wie Wildbananen, geräuchertes Affen- und Wildschweinfleisch und verschiedene erlegte Tiere, hauptsächlich Vögel.

Zu den Heimtieren gehören auch kleinere Tiere und Vögel, die ihnen bei der Jagd in die Hände fallen oder von den Giftpfeilen nicht sofort getötet werden. Diese Tiere sind tagsüber im Freien, nachts bleiben sie in der Hütte. Um ein Weglaufen zu verhindern, werden sie mit festen Pflanzenfasern oder dünnen Lianen an langen, in den

Boden geramnten Stäben festgebunden. Den ganzen Tag über sind die Frauen damit beschäftigt, für das leibliche Wohl der Gruppe zu sorgen. Tukane werden gerupft und für den Kochtopf vorbereitet. Mit Einbruch der Dunkelheit versammelt sich die Sippe im Haus, die Frauen servieren ihren Männern Tukan- und Affenfleisch dazu viel süße Chicha, das sogenannte Indianerbier, das bei den Huaorani alkoholfrei ist. Chicha steht den ganzen Tag über zur Verfügung und wird in Tongefäßen mit Bananenblättern zugedeckt, in der Hütte aufbewahrt. Die Herstellung der Chicha ist nach unserem Begriff nicht gerade appetitlich: Maniok wird von der Rinde befreit, gekocht, dann von den Frauen gekaut, in ein Tongefäß gespuckt und mit wenig Wasser dem Gärungsprozeß überlassen. Die belebende und stärkende Wirkung von Chicha habe ich wiederholt feststellen können. Es ist möglich, tagelang von Chicha zu leben, ohne andere Nahrung zu sich zu nehmen. Gereicht wird Chicha meist in einer Kalebassenschale, mit der aus dem Tonkrug geschöpft wird.

Bemerkenswert ist auch noch, daß es in einer Huaorani-Hütte stets ruhig zugeht. Es gibt keinen Streit, kein Rufen, kein Schreien, auch die Tätigkeiten werden alle sehr leise verrichtet. Dies geschieht auch aus Sicherheitsgründen, denn nur so können sie Warnrufe der Tiere und das Nahen von Fremden wahrnehmen. In noch viel verstärktem Maße gilt dies für den Aufenthalt im Busch. Hier verständigen sich die Eingeborenen durch Tierstimmen, die sie hervorragend nachahmen. Ihre Sinne sind weit besser entwickelt als die unseren. So können sie Laute vernehmen, die wir gar nicht hören. Auch ihre Sehkraft ist großartig, so daß sie Dinge in großer Entfernung erkennen können, die wir nur mit einem Fernglas wahrnehmen würden. Natürlich sind sie auch geübte Fährtenleser und können durch ihre Fähigkeit Tierstimmen nachzuahmen viele Beutetiere vor das Blasrohr locken.

Als ich am Morgen erwache, staune ich über die Helligkeit in der Hütte. Da stelle ich fest, daß schon eine Giebelseite völlig aufgerissen wurde. Während die Männer damit beschäftigt sind, das Haus durch ein zusätzliches, etwa fünf Meter langes Balkengerüst zu verlängern, schaffen die Frauen und Mädchen die langen Palmwedel für die

Bedachung herbei. Ob die Neuankömmlinge von gestern ständig hier bleiben wollen und daher dieser Erweiterungsbau erfolgt?

Inzwischen ist es mir auch gelungen, viele Namen der Urwaldmenschen zu erfahren. Die Namensgebung richtet sich meistens nach der Bezeichnung von Pflanzen, Tieren und einzelnen Gegenständen. Mich nennen sie Yata, das bedeutet Wasser-Opossum. Als ich frage, warum sie mich so nennen, erklären sie mir, daß in Gabaro, ein Auni, ein Häuptling einer Gruppe, immer sehr gut zu ihnen war, der ebenfalls Yata geheißen hat. Für mich also eine ehrenvolle Bezeichnung.

Während meines mehrtägigen Aufenthaltes in diesem großen Sippenhaus haben sie oft stundenlang gesungen;

„Tukane fressen schwarze Früchte,
sie fressen und fliegen weiter,
 wenn sie nichts finden,

so kehren sie zurück zum alten Fruchtbaum“.

Mit ähnlichem Inhalt folgen Gesänge vom Waldtruthahn und Affen.

Während des Singens werden Chicha und in einer Schale geröstete Rüssel- Käfer- Larven gereicht.

Am Tag vor meinem Rückflug hatte ich großes Pech. Auf regennassem Baumstamm, der in luftiger Höhe über den Urwaldbach führt, rutschte ich aus und stürzte mit meiner Ausrüstung ins Ufergebüsch. Die Rippenquetschungen waren so stark, daß ich kaum atmen konnte. Die Älteste und Medizinfrau ließ mich auf ein schnell herbeigebrachtes , großes Palmblatt legen und versuchte meine Arme nach allen Seiten hin zu bewegen. Während ich vor Schmerzen etwas stöhnte, deutete sie mit einer Handbewegung an, daß nichts Ernstliches passiert sei. Ich war dennoch froh, als am nächsten Morgen der Hubschrauber kam und mich abholte. Das bei dem Sturz in die Urwaldschlucht verlorengegangene Objektiv meiner Kamera, das ich bis dahin gar nicht vermißte, gaben mir die Huaorani beim nächsten Besuch in Blätter eingewickelt zurück.